

SIDDHARTHA HIGHWAY

Mit 220 Thai-Mönchen auf dem Buddha Walk –
1.500 Kilometer zu Fuß durch Indien und Nepal



MISHA G. SCHOENEBERG

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Für
Champ, Bo, Bui, Mon
und Krishna

Misha G. Schoeneberg

SIDDHARTHA HIGHWAY

Mit 220 Thai-Mönchen auf dem Buddha-Walk –
1.500 Kilometer zu Fuß durch Indien und Nepal

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Anmerkung

Orte und Handlungen sowie alle im Buch vorkommenden Personen haben ihre Spiegelung in der ›wirklichen Wirklichkeit‹. Die Klarnamen wurden nicht verwandt. Sollte sich jemand wiedererkennen und denken, ›Aber so bin ich doch gar nicht‹, dann hat er recht. Niemand ist so. Es sind nur Abbildungen der subjektiven Wahrnehmung des Autors.

INHALT

VORWORT: 500 METER INDIEN	7
VORBEREITUNG – WOHIN DIE REISE GEHT	10
1. SIDDHARTHA – PRINZ UND REBELL	14
2. BERLIN, ABFLUG AM FREITAG, DEN 30. JANUAR	17
3. DELHI – ES IST INDIEN!	18
4. KALKUTTA – KALIS SCHREI	41
5. VOLLMOND ÜBER BENGALEN	53
6. VIER UHR FRÜH: WIR BRECHEN AUF	60
7. VON SHINGUR NACH BARDHAMAN	83
8. DURGAPUR – SCHON WIEDER	110
9. 500.000 SCHRITTE INDIEN	131
10. SIDDHARTHA, DER WANDERMÖNCH	161
11. BODHGAYA – UNTERM BODHI-BAUM	164
12. DURCH BIHAR – DIE KAMPFZONE	194
13. NACH KATHMANDU!	229
14. STILLE TAGE UND EIN FRÜHLINGSFEST	247
15. WIEDERSEHEN IN LUMBINI	276
16. BUDDHA	299
17. JENSEITS VON JETAVAN	307
18. VARANASI – AN DEN UFERN DES GANGES	338
DANKSAGUNG	368

500 Meter Indien

Gibt es im Buddhismus einen Gott?

Gott sei Dank: Nein!

Aod_Chumpon, Fotograf

Mein Leben hatte grade einen guten Lauf. Eine nebulöse Krankheit lag hinter mir. Ja, ich kam davon! Und das entgegen so mancher Prognose. Und worauf die allerwenigsten gesetzt hatten: Mein Langzeitprojekt, die Übertragungen der Songs von Leonard Cohen ins Deutsche, realisierte sich endlich ›in der wirklichen Wirklichkeit«. Meine Texte fanden Lied für Lied das Gefallen des Meisters, er gab sein finales Einverständnis. Und nun steckte ich mit einer höchst bunten Schar von deutschen Sängern und Sängerinnen (junge Hasen und alte Wilde, stadtbekannt und weltberühmt) mitten in der Hochphase der Produktion des Albums *Poem – Leonard Cohen in deutscher Sprache* –, als mich zwei Einladungen ereilten, von denen ich sofort wusste, dass ich sie nicht ablehnen konnte.

Die eine kam aus Thailand, in einem hübsch geletterten Brief wurde mir mitgeteilt: »Khun Misha, Sie dürfen dabei sein, zusammen mit 99 Thai-Mönchen 1.250 Kilometer durch das Mutterland des Buddhismus zu laufen! Zur Ehre des Königs, für den inneren Frieden und die Harmonie der Welt!«

Diese Einladung war an sich schon beeindruckend, doch dass ich der einzige Ausländer war, der sie erhielt, unterstrich ihre Exklusivität. Und sie wurde vom Königs-Tempel *Wat Nakprok* ausgesprochen. Das war zwar nicht der von mir eigentlich schon lange erwartete Goldene Königs-Orden von HRH himself an mein Jackett geheftet, doch ich fühlte mich geehrt. Gleichzeitig spürte

ich die Bürde der Ehre und die der sportlichen Herausforderung: Ein Fußmarsch durch Indien. Dass es am Ende mehr Kilometer als angegeben und 220 statt 99 Mönche werden sollten, das wusste ich noch nicht, und es hätte keinen Unterschied gemacht: Es war ein ehrenvolles Angebot, mein Karma ins Positive zu lenken.

Nun sollte ich vielleicht erwähnen, dass ich in einem der vielen Leben, die ich zu leben habe, die schöne Berufsbezeichnung ›Südostasienwissenschaftler‹ habe. In der Tat bin ich einer der in unseren Breiten eher seltenen ausgewiesenen Historiker für Moderne Sozialgeschichte Thailands; unter anderem unterrichtete ich Thai in Sprache und Schrift. Insofern kam der Brief nicht aus dem leeren Himmel, vielmehr fand er den Weg zu mir über einen befreundeten Mönch, oder besser: Ex-Mönch – denn in Thailand ist es mit dem Mönchsein so wie mit der Liebe: Man geht ins Kloster und schwört dabei ›Für immer!‹ Doch niemand nimmt es übel, wenn ›Für immer‹ nicht ewig dauert; dann legt der Mönch die schöne, safranfarbene Robe ab, lässt sich die Haare wachsen und wird wieder Bauer, Bürger oder Ehemann.

Die andere Geschichte war eine Einladung zur Hochzeit meines Neffen, des Sohnes meines Bruders. Das war insofern sensationell, als dass ich seit mehr als drei Jahrzehnten, genaugenommen seit der Hochzeit meines Bruders, auf keine seiner Familienfeiern mehr eingeladen war: Meine Schwägerin mag mich nicht besonders. Ohnehin gelte ich als das ›schwarze Schaf‹ der Familie: Ich habe es nie zu materiellem Reichtum gebracht.

Mein Neffe hingegen ist ein junger, erfolgreicher Ingenieur, er verdient schon mehr Geld als mein Bruder, und der ist immerhin Arzt. Auf seiner Hochzeitsfeier zog mich mein Neffe ins Vertrauen: Im Auftrag von Mitsubishi-Hitachi hatte er ein Kohlekraftwerk in Chennai, Indien, gebaut. Er wohnte dort in der Stadt in einem Fünfsternhotel, hatte Bodyguards und einen persönlichen Chauffeur, mit dem er verpflichtet war, jeden Tag zur Arbeit zu fahren, obwohl die Baustelle nur 500 Meter vom Hotel entfernt war.

Einmal aber, da wäre er so verwegen gewesen, alle auszutricksen. Da sei er die 500 Meter zum Arbeitsplatz gelaufen, und zwar: ganz alleine! Doch was er da und dort zu sehen bekam, das hätte ihn derart erschüttert, dass er gleich für die Rückfahrt wieder den Wagen mit Chauffeur orderte. So blieben seine 500 Meter Indien zu Fuß durch Chennai ein einmaliges Erlebnis für ihn, doch auch das ärgste Abenteuer seines Lebens. Bisher.

Wie hätte ich ihm da erzählen können, dass ich vorhatte, mehr als das Dreitausendfache – nämlich 1.500 Kilometer durch Indien zu wandern? Ich wollte meinen Neffen nicht kränken, schon gar nicht auf seiner Hochzeitsfeier. Ebenso wenig hatte ich Lust, die Mutmaßung seiner Mutter, ihr Schwager – also ich – wäre aller Wahrscheinlichkeit nach völlig verrückt, zu bestätigen.

Doch was ich noch nicht wusste: Mein mildes Lächeln über meinen Neffen war völlig unangebracht. 500 Meter Indien ... hmm, nun ja, jetzt aus der Rückschau muss ich es eingestehen: *500 Meter Indien*, ja, das müsste im Grunde reichen, um einen jungen Menschen aus Europas Wohlstandsmitte ganz entzückend in den Wahnsinn zu treiben. Wenn er aber überlebt und im Sinne der Katharsis Reinigung erfährt, sollte die Mauer seines Denkens eingerissen sein, auf dass er die Welt mit neuen Augen sähe.

Mein Neffe jedoch, und da wird er nicht alleine sein, zog seine Mauer wieder hoch und verortet den Wahnsinn irgendwo da draußen jenseits der vom Elend abgeschirmten Fünfsternehotels, in welchen er auch bevorzugt Urlaub macht. Zugute ist ihm zu halten, dass er den Zufall, auf welcher Seite der Verwirrtheit der Welt er hineingeboren wurde, nicht religiös verbrämt, sondern sein Glück schlicht Glück nennt und es dabei belässt.

Wieso aber reagiert der Eine so und der Andere ganz anders? Und das zu gleicher Zeit am gleichen Ort unter absolut gleichen Bedingungen? Wieso begreift den elterlichen Wohlstand der Eine mit dem Stolz eines Gewinners als sein Recht, der Andere mit der Scheu eines Suchenden als seine Pflicht? Wieso reagiert der Eine

mit Abwehr, der Andere mit Neugier auf diese Welt da draußen? Wieso fürchtet der Eine das Fremde, während es den Anderen in die Fremde zieht? Was ist los mit diesem Anderen? Was fehlt ihm? Was treibt ihn? Und warum hört er so komische Lieder? Wieso sucht er einen *tiefere* Sinn in den Songs, in den Büchern, den Filmen, in den Farben der Bilder oder gar im Gesang der Nachtigall, wo der Eine bloß *gute Unterhaltung* empfindet?

Dieser und anderen Fragen wollte ich nachgehen. Denn es scheint, als ziehe sich ein unsichtbarer Riss durch die Familien, nicht nur der meiner Generation. Und dieser Riss ist nicht neu. Viele Söhne der Geschichte haben es getan, so einige Töchter auch: Sie begriffen den Wohlstand als Chance und als Bürde wie auch als Verpflichtung, sich aufzumachen hinunter ins Tal zu den Ufern des Flusses, um die Wahrheit zu suchen, getrieben von der Hoffnung, dass es sie gäbe ... die Wahrheit.

Vorbereitung – Wohin die Reise geht

»Kalkutta? Fassen Sie bloß nichts an!« Das war der gute Rat des Arztes vom Tropeninstitut. Er wusste genau, worüber er sprach, und er empfahl eine Vielzahl von Impfungen, vorneweg: Tollwut!

Meine besonnene Ärztin, die mich einst, zwei Jahre war es erst her, durch jene Krankheit begleitete, und mich nun auf Herz und Nieren prüfte, gab mir, wohl wissend, dass sie mir die Reise eh nicht ausreden hätte können, den klugen Rat: »Achten Sie auf das Wasser, das Sie trinken! Das Wasser ist das Wichtigste!«

Und die Sportsfreunde machten mir Mut auf ihre ganz eigene Art: »30 Kilometer am Tag, und das zwei Monate lang? Und geschlafen wird auf Feldern? Du in deinem Alter? Das schaffst du nie! Doch du kannst ja jederzeit abbrechen, schau doch mal, wie weit du kommst.«

Sie hatten ja nicht ganz unrecht, ich war schon auf der dunklen Seite der 50, und als Extremsportler bin ich in keinem meiner Leben in Erscheinung getreten; nun, die Donau-Fahrradtour, von der Quelle bis Budapest, auf die konnte ich verweisen, immerhin.

Etwas beruhigend wirkte der Blick auf die Landkarte, die Mönche wollten das Stammland Buddhas durchlaufen. Die heiligen Stätte für buddhistische Pilger – *Lumbini* (Geburt), *Bodhgaya* (Erleuchtung), *Saranath* (Verkündigung), *Kushinara* (Tod) – liegen alle im flachen Land, im weitgefassten Ganges-Tal. Eine Bergtour würde es also nicht werden.

Doch der erste Treffpunkt hieß Kalkutta, von da aus ging es durch die Wälder Jharkhands nach Bihar, wo selbst die coolsten Traveller-Autoren nie hingingen und dringend davon abraten, es zu tun, denn dort lebten noch mörderische Räuberbanden, und marodierende maoistische Kampfverbände lieferten sich Gefechte mit dem Militär. Diese Informationen wiederum ließen die Wettquoten auf die Wahrscheinlichkeit meines Überlebens drastisch sinken.

Ich googelte weiter nach mehr Information über das Wesentliche der Region. Ich wollte wissen, wohin die Reise geht, so weit wie möglich. Ich überlegte gar kurz, ob ich mich sprachlich vorbereite, etwas lesen und sprechen zu können, das wäre bestimmt hilfreich. Die Thai-Schrift gehört zu den Indischen Schriftsystemen, von daher sollte ... nun gut, ich brach den hübschen Gedanken ab, nachdem ich las: In Indien werden 122 Sprachen, die sich in 544 Dialekte erfassen lassen, gesprochen, und es gibt mehr als ein Dutzend verschiedene Schriften. Das lehre ich ja selbst: Ohne guten Lehrer lernt das niemand auf die Schnelle.

Ja, Indien ... Indien ist groß, es hat 1,2 Milliarden Einwohner, das sind fast drei Mal so viele wie in der ganzen EU. Von den 36 Bundesstaaten und Unions-Territorien werden wir grade mal vier durchwandern: West-Bengalen, Jharkhand, Bihar und Uttar Pradesh. Jeder Teilstaat (mit Ausnahme Jharkhands) hat weit mehr

Einwohner als Deutschland, Uttar Pradesh gar zweieinhalb Mal so viel. Bihar ist das Land mit der größten Bevölkerungsdichte und der höchsten Armutsquote Indiens, also noch ärger dran als Kalkutta.

Und wie steht's denn mit der Religion im Mutterland des Buddhismus? Nun, die meisten Inder auch in dieser Region sind Hindus, circa 80 Prozent, zum Islam bekennen sich knapp 15 Prozent. Christen gibt es etwas mehr, Sikhs etwas weniger als zwei Prozent. Das sind schon 99 Prozent. Hat sich da jemand verrechnet? Wo bleiben die Buddhisten? Gute Frage! In ganz Indien liegt der Anteil der Buddhisten bei knapp 0,8 Prozent. Das sind prozentual gesehen genauso viele wie in Deutschland, wenn es auch real zehn Millionen Menschen sind. Doch grade in Bihar, dem ehemaligen Königreich Magadha, der Heimat Siddharthas sowie des späteren Kaisers Ashoka, der den Buddhismus zur Staatsreligion erklärte, sind heute die Buddhisten mit 0,1 Prozent so gut wie nicht wahrzunehmen. Da haben wohl die wütenden Brahmanen im frühen Mittelalter ganze Vernichtungsarbeit geleistet.

Ja, Indien ... Indien ist alt. Und Indien ist groß. Wenn jemand also erzählt, er sei in Indien gewesen, dann sollte man fragen:

»Ach ja, wo denn?«

Denn Indien ist so groß, dass jede Region sich gänzlich anders zeigt. Und Indien hat so viele Menschen, dass das, was auf die einen zutrifft, für die anderen keinerlei Gültigkeit besitzen muss.

Obendrein ist die Frage, wie denn der Erzähler gereist ist, nicht unwichtig, um seine Beobachtung einschätzen zu können.

Also ich, ich lief zu Fuß mit den Mönchen; dazu brauchte ich noch einen großen und einen kleinen Rucksack, ein leichtes Zelt und einen Tropenschlafsack; beim Einkauf in einem Traveller-Fachgeschäft entdeckte ich ein für mich völlig neuartiges Gerät für die Wasseraufbereitung, das ich sofort kaufte; es wirkt und es sieht aus wie ein Zauberstab; es arbeitet mit UV-Strahlen.

Dann galt es, sich frühzeitig um die Visa zu kümmern, die Bearbeitungszeit dauert manchmal Monate.

»Wieso Visa?«, fragte mich Champ, mein Kontaktmann zu den Mönchen, »ich denke, der Singular heißt Visum.«

»Ja, das ist richtig, doch brauchen wir zwei: Ein Multiple-Entry-Visum für Indien und eins für Nepal, denn Lumbini, Buddhas Geburtsort, liegt nun mal in Nepal.«

»Also das glaube ich nicht, denn die Mönche sagen, Buddha ist in Indien geboren, wir brauchen nur ein Visum für das Land.«

»Hm, ich schätze mal, das ist keine Frage des Glaubens, sondern des Globus. Rede doch mal mit den Mönchen und zeige ihnen eine Landkarte.«

»Ich wusste ja, das wird schwierig mit dir. Weißt du denn nicht: Mit den Mönchen redet man nicht, die reden mit einem!?!«

Schwierig mit mir? So wie es aussah, wartete die Reise mit recht erheblichen Herausforderungen auf mich: die sportliche; die gesundheitliche; die psychische, die Indien immer bedeutet; und die geistige: unterwegs mit über 200 Mönchen – und sie alle sind Thai. Da kam schon was zusammen.

Und dann wollte ich noch meinen ganz persönlichen, als auch den allgemeinen Fragen des Daseins, nachgehen. Und ein privates Motto hatte ich im Vorfeld auch:

Die Mönche schauen nach innen, ich schaue mich um.

Siddhartha – Prinz und Rebell

*Da ist ein Riss, ein Riss in jedem Ding:
So kommt das Licht herein.
Leonard Cohen, Hymne.*

Es war in einer Vollmondnacht im Monat Mai vor über 2.500 Jahren in einem kleinen Reich im Norden Indiens in der Stadt Kapilavath: Der König lief aufgeregt durch seinen Palast. Heut Nacht sollte ihm endlich sein lang gehegter, inniger Wunsch erfüllt werden: Er würde seinen Sohn sehen. Und so geschah es: Seine 40-jährige Frau Maya brachte in jener Nacht, heiligen Nacht, draußen unter einem Baum bei dem Dorf Lumbini, einen Jungen zur Welt. Sie nannten ihn Siddhartha, der ›Erfüllte Wunsch‹. Dem Vater war so einiges geweissagt worden, und viele Wundergeschichten ranken sich um die Geburt seines Sohnes, doch als Maya, seine Frau, sieben Tage nach der Geburt starb, war dem König die Lust an Wundern vergangen. Er befahl, dass Siddhartha fern aller Sorgen gehalten werden solle und den Palast nicht mehr verlassen dürfe.

Folglich wuchs Siddhartha als ein reiches Kind, wohlbehütet in großem Luxus, doch abgeschottet von der Außenwelt auf. Er war sehr wissbegierig und gelehrig, schien aber ein wenig verhaltensauffällig zu sein, wohl auch deshalb wurde er schon mit 16 Jahren verheiratet. Ebenso sollte er mit so manchem sinnenfrohen Fest mit Musik und vielen Tänzerinnen aus seinem grüblerischen Anderssein gerissen werden. Doch der junge Prinz machte sich nichts aus Frau und Tänzerinnen, er schlich sich lieber mit seinem Freund und Diener, Chana, und seinem Lieblingspferd, Kathanka, nachts hinaus aus dem Palast.

Diese heimlichen Ausflüge bei Nacht führten ihn zu den Menschen in die Stadt. Das, was Siddhartha dort zu sehen bekam,

war für ihn eine andere, eine ihm bisher verborgen gebliebene, völlig neue Welt. Zum ersten Mal begegneten ihm Krankheit, Alter und Tod. Und er sah, unter welchen Bedingungen das Volk lebte und arbeitete. Im Schweiß ihres Angesichts schufteten sie und mussten trotzdem in Armut vegetieren; und er hörte, wie die, die sich dünkten, etwas Besseres zu sein, weil sie viel Hab und Gut besaßen, die alten Geister-, Götter- und Gruselgeschichten benutzten, um den Menschen zu erklären, dass ihr Platz im Leben, der ihnen durch Geburt zufiel, des Himmels unveränderbarer Wille sei.

Siddhartha aber glaubte nicht an Märchen. Lüge und Unrecht empörten ihn gleichermaßen. Dies ›Da draußen jenseits der Mauern‹ erschien ihm als die ›wirkliche Wirklichkeit‹, und sie erschütterte sein Weltbild nachhaltig. Der väterliche Palast war ihm fortan nichts als ein goldener Käfig, doch ein Leben in Lüge wollte er nicht führen, Siddhartha wurde ein rebellischer Prinz mit radikaler Sinnesrichtung. Er wollte sich befreien und den Dingen auf den Grund gehen. Und alles, was ihn daran hindern würde, würde er verlassen müssen.

Siddhartha hatte sich jedoch Zeit gelassen, es fiel ihm nicht leicht, all seinen angenehmen Luxus, den Palast seines Vaters, seine drei eigenen Villen – für jede Jahreszeit eine –, aufzugeben. Doch ein zunehmendes Unbehagen überfiel ihn. Er war fast 30 Jahre alt, es wurde Zeit, sich auf die Suche nach der Wahrheit zu begeben. Seine Entscheidung reifte, als seine Frau ihm ein Kind gebar. Die Geburt seines Sohnes band ihn an Haus und Hof, er nannte ihn Rahula: ›Fessel‹. Was sollte er seinen Sohn lehren, wenn er selbst die Antwort noch nicht kannte? Alles in allem schien ihm Rahula ein weiteres Hindernis zu sein, all die Zusammenhänge der Wirklichkeit zu erkennen.

Und endlich, eines Nachts, brach er auf: Begleitet von Chana, seinem Diener, ritt Siddhartha auf dem Rücken Kathankas für immer aus Kapilavath fort. Während Chana sich am Schweif des Pferdes festhielt, so erzählte man es sich später, hätten gute Geister

Kathanka durch die Lüfte getragen, auf dass niemand durch das Getrappel der Hufe geweckt werden würde.

An den Ufern des kleinen Grenzflusses hielten sie inne, wieder war es eine klare Vollmondnacht, Siddhartha schnitt sich den Bart und die langen Haare ab, tauschte seine reich bestickten Gewänder mit denen eines Bettlers, dann schickte er Freund und Pferd zurück in den Palast, wo übrigens Kathanka, sein Pferd, kurz darauf voller Sehnsucht nach ihm in großer Trauer starb.

Siddhartha aber ging in die Wälder. Die Begegnung mit einem Wandermönch, in einer dieser lang zurückliegenden Nächte, war ihm stets in guter Erinnerung geblieben. Siddhartha schloss sich den Aussteigern seiner Zeit, den Asketen, an. Er wurde nun selbst ein Wandermönch. Und er wusste, er war nicht der erste und würde nicht der letzte sein, der erhoffte, durch Verzicht und Selbstkasteiung, irgendwo unter Bäumen in Meditation versunken, zur Wahrheit zu gelangen.

So beginnt eine der ganz großen Geschichten der Menschheit, die vor mehr als 2.500 Jahren in Indien spielt: Die Geschichte von Buddhas Erwachen. Wenn wir nun einmal kurz innehalten und die Bilder, die uns dazu kommen, vor dem inneren Auge laufen lassen – wie das damals dort wohl ausgesehen hatte: die Stadt, der Palast, der Fluss, die Wälder ...

Man möchte ins romantische Schwärmen geraten!

Berlin, Abflug am Freitag, den 30. Januar

Es hat geschneit. Wie schön! Und so steht's geschrieben: Beim Rausgehen nimm die weiße Tür, immer.

Delhi – Es ist Indien!

Indira-Gandhi-Flughafen. 1.30 Uhr nachts, merkwürdige Zeit, irgendwo anzukommen. Auch in Delhi fährt die Metro nicht mehr. Schweizer Finanzexpertin getroffen, das Taxi geteilt. Werden nun durch eine schlierige Nebelbrühe ins nächtliche Delhi kutschiert. Kühe liegen auf der Fahrbahn, kleine Feuer brennen auf dem Trottoir. Unsere gebuchten Hotels in der Arakashan Road liegen zwar in der gleichen Straße, doch drei Häuser und zwei Kategorien auseinander.

Meins heißt ›Hotel Krishna«. Es ist nicht sonderlich schön. Das Zimmer eher modern und geräumig, fern einer gemütlich verruchten Kaschemme. Keine Ahnung, warum ich das Verwegene erwartet habe, das Straßenbild sah so aus, und die Nähe des Bahnhofs ließ einiges vermuten. Doch ich bemühte mich, mir im Vorfeld keine Vorstellung zu machen. Das Hotel wählte ich wegen seines Namens: Krishna ist mein indischer Lieblingsgott, in ihm ist die Güte angelegt, er ist der achte Avatar von Vishnu, der Gegenspieler von Shiva. Ich mag die indische Götterwelt, sie ist ein metaphorisches Fantasia-Spiel. Eine Menge Drogen, das eine oder andere Pilzgericht und ein bisschen Kifferwahn mögen den Geschichtenerzählern zauberhafte Inspiration beim Erfinden oder Weiterspinnen des Gehörten gewesen sein. Ach, wenn doch all die heldenhaften Götter wüssten, wer sie einst erdacht hatte – und all die Helden der Literaten Götter werden könnten!

Ich falle in einen Adventure-Film-Traum: Ein kleiner, dicker Junge spielt Fantasie-Computerspiele. Sein Avatar ist ein wunderhübscher, schlanker, ewig junger Held mit langen flatternden Haaren. Und der schöne Held denkt, er sei Herr seines Schicksals, bis er nach einem siegreichen Kampf gegen ein Ungeheuer einen Zaubertrank findet, der ihn plötzlich hinaus aus dem Monitor hi-

nein in die andere Welt schauen lässt. Der Avatar ist entsetzt über das, was er dort sieht. Und dass er von einem kleinen, dicken, hässlichen Gott geführt wird, der offensichtlich nicht ganz ausgebacken ist, das scheint dem Avatar ein zynischer Witz zu sein. Der Avatar gerät über die Hässlichkeit seines Gottes wie über die der Welt draußen in Verzweiflung. Er will nicht mehr kämpfen, nicht die Prinzessin befreien, auch keine Abenteuer mehr bestehen, er ist enttäuscht und müde. Doch eines Tages steht er auf, wild entschlossen, diesem hässlichen Gott einmal gehörig die Meinung zu sagen. Das Wunder geschieht: Dieser hässliche Gott, der kleine, dicke Junge, ist genauso erstaunt, und er hört hin! Sie beschließen gemeinsam ein Trainingsprogramm, sodass ›der hässliche Gott‹ sich langsam, sehr langsam dem schön entworfenen Avatar anzugleichen scheint.

Benommen wach ich auf, natürlich fühlte ich mich als der Avatar im Traum. Doch als ich ins Bad schlurfe, erwische ich mich, wie ich den Kerl im Spiegel anknurre: »Was willst du, du hässlicher Gott? Eine Angleichung vornehmen?« Eine Dusche bewirkt Wunder, sie ist ein kleiner Schritt in diese Richtung.

Ich laufe zum Bahnhof, die Luft ist der gleiche schmierige Schleier der letzten Nacht, bloß der Stoff des Schleiers ist gröber, und er kratzt sofort. Die Straße müffelt, die Menschen muffeln, alle wirken angestrengt. ›Freundliche Blicke‹ würde ich das nicht nennen, und der Ton der mir zugeworfenen Satzbrocken: »Hey, wo gehst du? Willst du Tuk-Tuk? Taxi? Rasur? Bahn-Ticket? Lady? Neues Jackett? Was willst du?« ist nicht einladend, sondern fordernd, leicht aggressiv. Dazwischen stumme Blicke mit ausgestreckter Hand.

Nein, ich möchte nichts, ich möchte meine 500 Meter Indien laufen. Zu laufen, nicht stehen zu bleiben, das scheint der Trick zu sein. Einer alten Frau gebe ich zehn Rupien als gute Tat und Wegezoll. Schon stehe ich vor dem Bahnhofsgelände der New Delhi Railway Station, das Gebäude ist optisch eine Enttäuschung, eine hässliche Betonfassade.

Stehen bleiben und verweilen und unstet in die Gegend schauen stellt sich schnell als Fehler heraus. Unter dem großen Bogen des Eingangstors zum Bahnhofsvorplatz springt ein unter-setzter Mann auf mich zu, versperrt mir den Weg, fragt, wo ich denn hin wolle.

»Na, zum Bahnhof!«, erwidere ich.

Der Mann wiegt seinen Kopf bedeutungsschwer hin und her, dabei schaut er mich mitleidig an, als hätte ich ziemlich dummes Zeug geredet. Dann fragt er mich mit einem Schnalzen seiner Zunge, ob er mein Ticket sehen dürfe.

»Nein, ich fahre erst am Montagmorgen nach Kalkutta ...« Ich weiß nicht genau, wieso ich ihm überhaupt Auskunft gebe, vielleicht weil zwei Uniformierte hinter ihm stehen und er einen offiziellen Eindruck macht.

Das Gesicht des Mannes erhellt sich, er nimmt meine Hand, schüttelt sie, lässt nicht mehr los, fragt, wo ich herkomme und an welchem Wochentag ich geboren sei, »Ah, Sunday Germany! Very Good!« Nun gratuliert er mir, ich muss wirklich ein Glückskind unter der Sonne sein, dass ich ihn hier getroffen habe, denn es hätte ja auch anders kommen können, und überhaupt, er müsse mich warnen, die Stadt sei voller Betrüger, niemanden sei zu trauen, schon gar nicht hier am Bahnhof! Doch dass ich ein Gewinner sei, das sei ihm sofort klar gewesen, als er mich sah.

»Sunday Germany!«, wiederholt er, als sei das schon die magische Formel allen Glücks. Und das Glück reißt nicht ab, denn sein Schwager, also der Mann seiner kleinen Schwester, der hat dort drüben auf der anderen Straßenseite sein Office, und ich, also »Sunday Germany!« – wiederholt schnalzt er mit der Zunge –, würde den letzten Platz im besten Waggon und zu einem unschlagbaren Preis bekommen, denn, das sollte ich wissen, für Nicht-Indier sei es sehr schwierig, überhaupt ein Ticket für die Indian Railway zu ergattern, doch für »Sunday Germany!« ... dabei zerrt er mich an der Hand, die er die ganze Zeit fest umklammerte, und schiebt

mich nun mit der anderen Hand auf meinem Rücken, wo mein Rucksack sitzt, zur Straße hin.

»Stopp!« Ich mache eine schnelle Drehung, befreie mich von dem Mann und reiße die Arme hoch zum Wai (die asiatische Geste der Respektsbekundung). »Sorry«, ich versuche es mit Freundlichkeit und der Wahrheit, »ich habe längst ein Ticket. Ich brauche Ihre Hilfe nicht. Ich möchte mir nur den Bahnhof anschauen.«

»Bitte was? Habt ihr das gehört!«, ruft der Mann empört in die umstehende Runde. »Er hat längst ein Ticket, und er möchte sich nur den Bahnhof anschauen!«

Sofort bin ich umringt von einem Pulk von Männern, einige tragen Uniform, sie sehen jedoch nicht so aus, als wären sie zu meiner Sicherheit da.

»Wo haben Sie das denn gekauft?«

»Cleartrip, Computer!«

»Ha, Cleartrip!« Der Mann versucht es wieder mit seiner bedauernden Tonart der ersten Ansprache. Die Beistehenden wiegen die Köpfe, und als seien sie sein Chor, erschallt ein mehrstimmiges, doch furchtbar trauriges »Cleartrip!«

»Das wird nichts! Da müssen Sie ja erst zum Cleartrip-Office, das macht aber erst am Montag wieder auf. So kommen Sie nie nach Kalkutta, es sein denn, Sie kaufen ...«

»Schnell! Das ist ein Betrüger!« Jemand rät mir zur Flucht, zerrt an meinem Arm. »Schnell!« Sein Tuk-Tuk stände bereit, er würde mich zur einzigen wirklichen Ticketverkaufsstelle für Ausländer fahren, die sei aber ein gutes Stück entfernt.

»Bitte? Was? Ich ein Betrüger?« Der Mann vom Office des Schwagers ist empört. »Er schuldet mir 50 Rupien!« Er zeigt auf mich. »Ich gab all die guten Informationen und Warnungen, doch Sunday Germany will mich nicht bezahlen!«

Die Runde, in welcher nun wenigstens auch drei Polizisten stehen, rollt mit den Augen und schlenkert den Kopf seitwärts, was wohl Zustimmung bedeutet. Alle sind gespannt, wie ich nun reagiere.

»Bitte, nein! Stopp! Aus dem Weg!« Ich verliere meine Freundlichkeit. Wären sie ein Rudel wilder Hunde, die hier über mich herfielen, ich würde wohl zu Steinen greifen und ...

›Okay, es ist Indien!‹, sage ich zu mir selbst, ›500 Meter, und du verlierst schon die Contenance und bekommst Gewaltfantasien. Ejei, du musst noch viel üben!‹ Schnurstracks laufe ich in den Vorhof hinein und würdige sie keines Blickes mehr.

›Was ist nun mit meinen 30 Rupien?!‹, ruft mir der Untersetzte hinterher, ja, die schulde ich ihm, immerhin hätte er viel Zeit in mich investiert. Ansonsten bleibe ich unbehelligt.

Nun gut, einer aus der Runde, der mir zur Flucht riet, läuft plötzlich neben mir, hält die Hand auf und fragt zahnlos:

»Tenty Lupies?«

›Hör uff!‹, sage ich und muss dabei leicht lachen.

Er lacht auch und dreht bei.

Gute Vibration, das ist ansonsten nicht unbedingt das Markenzeichen dieser Stadt. Und der Bahnhof bleibt auch im Inneren nichtssagend. Ich bin jedoch entschieden, die Tage in Delhi touristisch zu nutzen. Auf der anderen Seite, jenseits der Überführung, scheint der Haupteingang zu sein, jedenfalls steht dort das Heer der Taxi-Tuk-Tuks.

Ich erkläre einem Fahrer, dass ich zum Red Fort, einem Sightseeing-Highlight, möchte. Der Fahrer verlangt 100 Rupien, das sind 1,30 Euro, wahrscheinlich gut und gerne das Doppelte, wenn nicht das Dreifache des Üblichen, doch ich habe keine Lust, diese Summe herunterzuhandeln, und sage: »Okay!«

Ich bin in Bangkok Motorrad gefahren, das Motto dort hieß: ›Die, die überleben wollen‹. Was ich sagen will: Ich bin nicht feige im Straßenverkehr, und ich kenne Irrsinn. Doch Delhi toppt alles auf der nach unten offenen Wahnsinnskala. Dass Delhi im Jahr 2014 die höchste Feinstaubbelastung aller Städte weltweit hatte, habe ich gelesen. Als ein Grund wird die Zweitakter-Dichte angenommen. Doch dass sie alle, und nicht nur die Zweitakter, mit

einer ungeheuren Rücksichtslosigkeit fahren und dabei unablässig schlecht gelaunt schimpfen ohne einen Hauch von Humor, das stand nicht in der Statistik. Eine aggressive Spannung liegt wie ein hoch aufgeladenes elektromagnetisches Feld über dem wild fließenden Straßenverkehr. Und es scheint, dass sie sich wie eine Überspannung funkelnder Blitze ab und an im Rahmen einer kleinen Schlägerei entladen muss.

Mein Fahrer jedenfalls springt plötzlich von seinem Sitz und zerrt einen anderen Rikscha-Fahrer aus dem Cockpit und drischt auf ihn ein. Ich kann nicht sagen warum. Ich habe keinen Crash gehört oder gespürt. Das will aber nichts heißen, da der Straßenbelag ein permanenter Stoßdämpferbelastungstest ist und der Lärmpegel der Stadt neben dem Motorenlärm – das ist eben nicht nur das Geknatter x-tausender Zweitakter – durch ein ständiges Dauergehupe überlagert wird.

Überhaupt: Hupen! Wer nicht vom Hupen erzählt, war nicht in Indien! Das Hupen scheint jede Verkehrsregel zu ersetzen. Ob nun blinken, abbiegen, über eine Kreuzung fahren, alles wird durch ein Hupen angezeigt. Die Ampel ist rot: Hupen! Die Ampel wird grün: Hupen! Menschen möchten über die Straße gehen: Aggressiv hupen! Ebenso wird dem Vordermann durch Dauer-Hupen signalisiert: Ich bin da, ich bin gleich hinter dir, immer noch da! Hupen! Hupen als Existenzbeweis! Wer Indien nicht kennt, dem ist das nicht vorstellbar, auch nicht dem fantasiebegabten, erfahrenen Italien-Urlauber. Selbst wenn man mittendrin steckt, mag man es nicht glauben, denn es bewirkt nichts, außer einer kakofonischen Sinfonie des Irrsinns. Indien halt.

Einzig zu loben ist die Präzision, mit der sie auf einen halben Zentimeter genau an den anderen Fahrzeugen vorbeifuhren ohne groß zu schrammen. Doch Crashes in Delhi gehören zum Tagesprogramm, sie sind ungezählt; gezählt sind die Toten: 2.000 Unfalltote im Jahr 2014 nur in Delhi; zum Vergleich: in Berlin waren es im gleichen Zeitraum 50 Tote.

Die kurze Schlägerei brachte kein erkennbares Ergebnis, jedoch auch keine Toten, nicht einmal ernsthaft Verletzte. Als die Blechlawine etwas in Bewegung kommt, springen beide Fahrer wieder an ihre Lenker und setzen die Fahrt laut schimpfend fort, ohne jeden Unterschied, bevor es Hiebe setzte.

Nein, die Fahrt war kein Spaß; nicht gerührt, sondern geschüttelt steige ich aus und reiche dem Mann einen 100-Rupien-Schein.

»Zwei Hunderter!«, sagt er mit bösem Gesicht.

»Wie bitte?« Ich frage, vielleicht habe ich mich verhört.

»200! Denn die Straße war sehr voll!«

Es ist nicht meine Art, mit Taxifahrern über den Preis zu diskutieren. Ja, ich mag diese Leute nicht, die sich immer und überall von den Taxifahrern betrogen fühlen. Doch das hier, das ist so dreist ... und die wirklich üble Laune des Fahrers hatte sich auf mich übertragen, dass ich ernsthaft baff dastehe und schon wieder Gewaltfantasien bekomme. Mit einem grob gesprochenen »Nein! No way!« klatsche ich dem Mann den Schein auf seine Fahrerbank und gehe.

Seine netten Flüche, mit denen er mich eindeckt, könnten meine Tageslosung werden, wenn ich sie denn verstehen würde. Ohnehin, und das merke ich erst jetzt, hat der Kerl mich einen knappen Kilometer vor dem eigentlichen Eingang zum Roten Fort abgesetzt. Nun, ich bin ja hier zum Laufen.

Am Fort angekommen, stelle ich mich in die Besucherschlange am Tickethäuschen, die Schlange ist wirklich lang, das Fort also gut besucht. Plötzlich erschallt ein scharf gerufenes: »You!«

Instinktiv blicke ich mich mit den anderen um und schaue in das Gesicht eines Weiß-Uniformierten. Mit dem stechend scharfen Blick einer Speikobra fixiert er meine Augen.

»You!«, erschallt es wieder, er meint wohl wirklich mich. Und nun kommt er auf mich zu und packt mich, zieht mich aus der Schlange und führt mich ab, als sei ich der lang gesuchte Kassenräuber, den er nun zur Gegenüberstellung zur Ticket-Bude bringt.

Die umstehenden Leute schert das nicht. Der Uniformierte zischt: »One Ticket Tourist!«

Die Eintrittskarten-Verkäuferin schiebt mir ein Touristen-Ticket grußlos herüber. Nun darf ich mich gleich in die Warteschlange am Eingang einreihen. Meine Vorzugsbehandlung schert noch immer keinen, doch hätte der Uniformierte mir den rassistischen Unfug, dass ich den Touristen-Preis, also das Zehnfache, zu zahlen habe, nicht irgendwie netter nahebringen können?

Das Red Fort ist riesig, nicht besonders schön, nicht allzu sehr beeindruckend, ein Großmogulbau aus dem 17. Jahrhundert. Am imposantesten ist der Eingangsbereich. Doch durch die von Persern, Afghanen und Briten geplünderte und immer wieder als Garnison genutzte Anlage zu traben ist nicht sonderlich erbaulich. Dieses UNESCO-Kulturerbe ist die meistbesuchte Sehenswürdigkeit Delhis. Das scheint zu stimmen. Menschen schieben sich in dichten Strömen auf den schmalen Wegen zwischen den Grünflächen.

Mir wird es zu viel, auch will mein Ärger nicht verfliegen. Dass ich überhaupt in Delhi bin, verdanke ich der Terminverschiebung des Treffens mit den Mönchen. Als ich mein Ticket buchte, hieß es, wir wandern am 2. Februar von Kalkutta los. Das hätte gepasst. Später bekam ich die Nachricht: Kommen erst in der Nacht vom 3. zum 4. Februar. Ich entschied mich also für ein Wochenende in Delhi.

Nun sitz ich hier auf einem Stein am Brunnen und schlage ein Bein über das andere, der Ellenbogen dient als Stütze, so schmiege ich Kinn und Wange in meine Hand und denke eindringlich nach. Tja, wie man es auch macht, ich habe keinen klugen Rat für mich. Soll ich mein Schicksal laut beklagen? Die Ungastlichkeit dieser Stadt ist schwer erträglich wie der Stress, den zu viele Menschen und der bombastische Lärmpegel verursachen, außerdem ... ach, ich mag mich nicht, wenn ich maule. Wahrscheinlich bin ich ein verwöhntes Glückskind des Schicksals, oder es ist eben so: Wer zu oft nach Thailand flog, der ist verloren für den Rest dieses Planeten;

ein jeder andere Ort erscheint allein aufgrund der Unfreundlichkeit der Einheimischen verglichen mit dem feenartigen Wesen der Thai unerträglich zu sein. Nun, mein neuer Sehnsuchtsort wird Delhi sicher nicht.

Mein Blick schweift in die Ferne. Doch hier am Brunnen lärmt lauthals eine Gruppe indischer Studenten, die meine müßigen Gedanken ablenken. Es sind ziemlich gedrungene Jungs mit scheelem Blick, sie stellen sich auf zum üblich dümmlichen Foto mit dem Peace-Zeichen – für diese Generation ist es wohl eher das entpolitisierte, völlig sinnentleerte Foto-Smile-Zeichen. Furchtbar! Doch der eine, der das Foto schießt, der ist sehr hübsch. Mein Blick bleibt an ihm haften, Schönheit ist immer fesselnd, es tut gut, ihm einfach zuzuschauen. Zuerst fallen mir seine wachen Augen auf, dann sein sinnlicher Mund und die fein gezeichnete Nase. Und doch steckt ein angenehm frecher Witz in seinem Gesicht.

Das Foto ist geschossen, nun steht die Gruppe mir im Bild. Der Hübsche, dessen Schönheit ich noch immer bewundere – seine schlanke, feingliedrige Figur mit schmaler Hüfte, geschnitzt wie eine androgyne Götterplastik, sticht besonders in diesem Pulk Behäbiger hervor –, gibt einem der Kommilitonen die Kamera. Die Studenten – ihre zu dunkelblauen, langen Hosen einheitlich getragenen hellblauen Hemden lassen vermuten, dass sie das sind – ziehen weiter. Doch was ist das? Der Schöne lässt die Gruppe laufen und setzt sich auf den Brunnenstein. In etwa zwei Metern Abstand zu mir sitzt er da. Warum? Ich schaue verstohlen zu ihm. Dann wieder weg. Ich schaue wieder hin, er hockt noch immer da. Warum bloß? Beim dritten Blickkontakt – ich erweise mich in diesen Momenten der Bewunderung seit all den Tausend Jahren als viel zu schüchterner Teenager – ergreift er die Initiative:

»Where do you come from? Wo kommst du her?«

»Germany!«

»Ah, Germany!« Er rückt zu mir heran.

»Darf ich etwas fragen?«, fragt er in exzellentem Englisch.

»Na klar, frag nur zu!«, sage ich in der Erwartung, dass nun die mir geläufigen asiatischen Standard-Fragen nach meinem Beruf, Verdienst, Ehefrau, Kindern und vielleicht auch nach meinem Namen kommen. Möglicherweise aber, sein konspiratives Näherücken legt es nahe, würde er mir etwas verkaufen wollen, Drogen, wirklich echte Edelsteine oder sein wunderschönes Fleisch und Blut.

»War Hitler ein Guter?«, fragt er.

»Bitte wer??«

»War Adolf Hitler ein Guter?«

Ich hätte es wissen müssen! Vor 35 Jahren – bei meiner ersten Indien-Reise nach Mumbai, das noch Bombay hieß, und von da aus mit dem Boot nach Goa, aah! – erschallte auf die Antwort ›Germany‹ nach der Woher-Frage wie ein Reflex immer und überall der indische Dreiklang:

›Oh, Germany! Beckenbauer, Mercedes, Hitler ... gut!‹

Doch das ist lange her. Beckenbauer kennt keiner mehr. Mercedes ist nicht mehr der Fixstern der Autoindustrie, und dass Hitler ein Guter war, das wird mittlerweile immerhin infrage gestellt. Die Nähe dieses schönen Gesichts lässt mich meine Empörung zurückhalten.

»Indien hat viele Probleme«, sagt er mit heruntergeschlagenen Augenlidern. Mein Zögern mit der Antwort ließ ihn wohl vermuten, dass er für seine Frage eine Erklärung nachschieben müsse. Mich faszinieren seine langen Wimpern.

»Ja, es sieht danach aus!«

»Meinst du, ein Hitler könnte Indien helfen?«

»Wieso glaubst du, Hitler wäre der Richtige, weißt du nicht, dass er Kriege und Völkermorde initiierte und ...«

»Ja, er war wohl kein Guter, aber er hat das Land geeint und Deutschland stark gemacht!«

»Faschismus ist nur für die Dummen interessant, die nicht selber denken, sondern gehorchen wollen. Du siehst doch aber sehr

intelligent aus. Für kluge Geister macht Hitler nirgendwo Sinn!«, sage ich bestimmt. »Wie kommst du überhaupt auf so einen Gedanken?«

»Wir sind ein schwaches Volk, wir wehren uns nicht. Meinst du, das liegt daran, dass wir Vegetarier sind?« Er spricht mit sanfter Stimme, seine Augen glänzen, er sieht aus wie der junge Krishnamurti, selbst das Haar trägt er wie jener in seiner Jugendzeit: Mittelscheitel und halblang.

»Oh wow, was für eine These!«, sage ich vergnügt, mir beginnt die Unterhaltung Spaß zu machen. »Doch dann ist Hitler für deine Theorien eh gestorben, Hitler war Vegetarier!«

»Was? Wirklich?«

»Ja, so steht's geschrieben!«

Herrlich ist es anzusehen, wie des jungen Krishnamurtis Bild ›Hitler als Retter Indiens‹ in dunklen Flammen aufgeht. Hitler ein Faschist, Krieger, Völkermörder ... nun ja, verzeihliche Charakterfehler ..., dass Hitler aber Vegetarier war ..., das ist das Ende, das ist Hitlers Untergang als Retter Indiens. Die Asche einer unbedachten Fantasie verweht im Wind.

»Mensch, sei doch nicht traurig«, versuche ich zu trösten, »ihr habt doch jemanden, den die ganze Welt als großen indischen Führer bewundert.«

»So? Wen denn?«

»Mahatma Gandhi!«

»Ach so deeen.« Seine Lippen kräuseln sich.

»Bitte? Ist Gandhi kein Nationalheld?«

»Für einige schon, aber er hat ja auch Indiens Größe verspielt.«

»Eijei, Krishna, äh, sag mal, wie heißt du überhaupt?«, frage ich.

»Du kennst ja meinen Namen schon!«

»Wie jetzt? Du heißt wirklich Krishna?«, frage ich ungläubig.

»Ja, meine Freunde nennen mich so«, sagt Krishna, als sei sein Name selbstverständlich und ersichtlich. Schimmert seine dunkle Haut nicht ein wenig in Blau? »Vielleicht sollte ich kein Politiker

werden. Vielleicht sollte ich lieber dem Pfad der Religion folgen. Was meinst du, willst du dir die Stadt ansehen? Wir haben hier sehr viele Tempel sehr vieler Religionen. Wo möchtest du zuerst hin? Ich denke, wir laufen hinüber zur größten Moschee Indiens, der Juma-Masjid-Moschee, sie ist nur einen Steinwurf vom Red Fort entfernt. Aber nicht, dass du denkst, ich sei Muslim, nein, ich bin, wie mein Name sagt ...«

Schon steht er und reicht mir seine Hand. Ich fasse sie, obwohl ich die Begegnung unfassbar finde. Eben erst saß ich noch auf diesem Stein, mein Schicksal beklagend, und nun laufe ich mit einem jungen Studenten, der aussieht wie Krishnamurti und so heißt wie mein Lieblingsgott ... ich stolpere über meinen eigenen Gedanken, nun vielleicht ..., also die indischen Götter, die hätten es drauf, und Krishna trieb schon immer gerne Schabernack. Ich werde die Begegnung auf jeden Fall, wie immer sie ausgeht, als das erste Wunder meiner Pilgerfahrt notieren.

»... und den mir mein Vater gab, von Geburt her Hindu. Wir haben hier natürlich auch den größten Hindu-Tempel, der heißt *Akshardham*, da können wir ja vielleicht morgen hingehen, er ist sehr neu, erst zehn Jahre alt. Weißt du, ich meditiere zurzeit und überlege, ob ich nicht lieber Buddhist werde, ich habe gehört, dass Buddhisten alles essen dürfen, auch Fleisch, stimmt das? Also, ich würde gerne mal Fleisch essen, was denkst du?«

Ich fühle so stark, dass ich wenig denke; ich bin überwältigt, ich staune. Über mich, das Leben, die Begegnung. Es ist immer noch dieselbe Stadt, derselbe Lärm, dieselbe muffige Luft, und alle miesepetrigen Gestalten sind auch noch da, und doch ist alles anders. Krishna führt mich an der Hand durch Delhi. Als sei das schon immer so gewesen, seit 5.000 Jahren. Wieso aber muss ich immer wieder 5.000 Jahre darauf warten, dass es passiert?

»Was denkst du?«

»Äh, bitte? Ach so, ja gut, was magst du essen?«

»Nein, ich fragte, ob du Guru Nanak kennst?«

»Oh, da habe ich was verpasst. Guru Nanak? Nein, nicht persönlich.«

»Er ist der Lehrmeister der Sikh aus dem 15. Jahrhundert. Ich mag die Sikh. Ihre Religion verehrt einen gestaltlosen Schöpfergott, weder Mann noch Frau, weißt du, wie sein Name ist?«

»Nein!«

»Die Wahrheit! Einfach nur: Die Wahrheit. Gut, nicht? Und jeder ist willkommen in ihren Tempeln. Der Gurudwara Sis Ganj Sahib ist gar nicht weit von hier, magst du ihn sehen?«

»Ja!«

Die Moschee haben wir hinter uns gelassen, ja, sie ist groß. Wir als Ungläubige dürfen sowieso nur in den Vorhof, wo wir gleich umringt und zur Religion befragt wurden. Nun laufen wir schon durch die engen Gassen des Chandni Chowk Bazars. Es liegt alles dicht beisammen im Viertel Old Delhi. Aus Krishna sprudeln in einem Atem viel Wissen und noch einmal so viele Fragen. Ich komme kaum hinterher, all die Antworten zu geben, soweit ich sie denn weiß und Krishna sie denn wirklich wissen will.

»Die Mogule haben die Gurus der Sikh verfolgt und hingerichtet, weißt du warum?«

»Nun, Mogule sind Muslime, sie müssen das wohl tun.«

»Ja, es gibt viele Probleme mit den Muslimen, doch die Sikh wurden verfolgt, weil sie die Frauen als gleichberechtigt betrachten, irre, nicht?«

»Wer jetzt, die Sikh oder die Muslime?«

»Die Muslime.«

»Ja.«

»Wir sind da!«

»Wo?«

»Am Gurudwara, so heißen die Tempel der Sikh.«

Für mich sind es Traumbilder, so erhoffte ich es immer, so passiert es grade. Es gibt Begegnungen, die sind so überraschend, weil sie sind, wie es sein sollte, so nah, als würden wir uns lange kennen.

Dabei ist es vielleicht eine Stunde her, dass wir auf dem Stein am Brunnen saßen, und nun hocken wir hier Seite an Seite zusammen auf den Knien auf einem Teppich im Gurudwara, dem Tempel der Sikh. Vorne unter dem Baldachin rezitiert ein Priester Gebete, so nehme ich es an. Der Raum ist hell und klar, nicht mystisch verschnörkelt, eher unpräzise, wenig sentimental. Dafür bekommen wir am Ausgang eine klebrige Paste in die Hand gedrückt, die wir als Segen zu essen haben. Sie schmeckt etwas zu süß, zu sämig, doch ich wage es nicht, den Segen fallen zu lassen.

Während ich mir den Großteil der Paste, die zwischen meinen Fingern klebt, am Waschbecken auf der Straße abwasche, schaue ich Krishna zu, wie er sich die Hände abschleckt. Das Bild erinnert mich an die Geschichte, die gerne in indischen Comics dargestellt ist: Krishna, noch Kind und unentdeckter Gott, wurde ertappt, wie er gerade von den Speisen naschte, die auf einem schön gedeckten Altar standen, der Vishnu, einem der Großen Drei im Hinduismus, geweiht war. Als Krishna gescholten wurde, sagte er nur: »Ich darf das!« Anstatt nun eine Tracht Prügel zu bekommen, wie es die Mutter wollte, die schon die Hand erhoben hatte, wurde der Knabe von einem Priester, der der Mutter Einhalt gebot, zur Sache befragt, wieso er denn tat, was er tat. Wieder antwortete Krishna keck und selbstbewusst: »Na, weil ich das darf!« Darauf befand der Priester: »Von diesem Altar darf nur Vishnu essen, wenn der Knabe es nun aber darf, dann ...« So war es, und so kam es: Von Stund an war Krishna als achter Avatar Vishnus erkannt. Religion kann manchmal so praktisch sein.

Als wir uns unsere Schuhe im Schuhaufbewahrungsraum wieder anziehen, kommt ein alter Mann auf uns zu, redet etwas Bedeutendes, nimmt unsere Hände und legt sie ineinander, nickt, spricht noch etwas, das sich wie ein Segen anhört, und geht wieder. Krishna nimmt es hin wie selbstverständlich. Ich möchte nicht fragen, der Moment braucht keine Erklärung. Es ist Indien!

»Gehen wir essen?«, fragt Krishna.